

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 41.

Montag, den 17. November.

1924.

### Die Dame im Rollstuhl.

(12. Fortsetzung.)

Roman von Sven Ekdal.

(Nachdruck verboten.)

„Binnen vierundzwanzig Stunden“, wiederholte Billy und sah Krag forschend an. „Das ist nicht viel, wenn Sie hinter mir her sind.“

„Gut, dann verspreche ich Ihnen, Ihre Verfolgung nicht so sonderlich energisch aufnehmen zu wollen, falls sich die Dinge mittlerweile nicht anders erweisen sollten, als Sie sie dargestellt haben.“

Das schien ihn zu beruhigen. Er versuchte verschiedene von den Berücken, die Krag ihm gereicht hatte. Als der durchtriebene Verbrecher, der er war, besaß er einen bedeutenden Vorrat solchen beweglichen Materials. Schließlich fanden sie eine, die sowohl Krag wie auch Billy befriedigte. Krag war glatt rasiert, und da der Verbrecher etwa von gleicher Größe und Gestalt war wie der Detektiv, machte es den beiden hierin außerordentlich geübten Herren nicht viel Schwierigkeiten, im Laufe einer kleinen halben Stunde ihr Äußeres so zu verändern, daß Krag sehr wohl für Billy gehalten werden konnte und umgekehrt. So gingen sie gemeinsam hinunter.

Auf der Treppe bemerkte Krag, mit welcher Neugier die Sekretärin sie durch den Türspalt beobachtete.

„Grüßen Sie“, empfahl Krag, „doch sprechen Sie sie nicht an.“

Billy grüßte herablassend und auch Krag lästete den Hut.

Als sie auf die Straße kamen, war das Leben draußen gerade am regsten. Über die Fußsteige ergoß sich eine Flut von Menschen, und aus dem Grand Café erklang Musik und Stimmengewirr. Die beiden Männer blieben im Lichte einer Bogenlampe stehen. Krag sah sich forschend um. Er war ein geübter Beobachter, der aus dem Äußeren der Leute auf deren augenblickliche Gedanken und Stimmungen zu schließen wußte. Aber vor allem hatte er einen scharfen Blick dafür, ob ein anderer ihn aufs Korn nahm. Nun war es ihm, als ob ein Paar Augen aus dem vorübereilenden Menschenstrom in besonderer Weise auf ihn blickten. Die Augen eines unbeweglich unter einem Baum stehenden Mannes, den je zuvor gesehen zu haben, er sich nicht erinnerte, eines Mannes in langem, grauem Mantel. Das machte einen starken Eindruck auf Krag.

„Bitten Sie mich um ein Streichholz“, jagte er verstoßen zu Billy, „Sie haben in Ihrer rechten Tasche Zigarren.“

Der andere verstand ihn sofort. Er zog eine Zigarre heraus, lästete den Hut und bat um Feuer.

Während Krag ihm die Zigarre ansteckte und sich näher zu ihm beugte, flüsterte er:

„Der Mann in dem grauen Mantel dort — sehen Sie jetzt nicht zu ihm hin — der nun nach dem Kiosk zugeht — jetzt können Sie ihn sehen — ja, den meine ich — wenn er Sie verfolgt, so müssen Sie ihm ausweichen.“

„Wenn es mir aber nicht gelingt, ihm zu entkommen?“ fragte der andere.

„So halten Sie ihn etwa eine Stunde lang auf, gehen Sie mit ihm ins Grand, da komme ich Ihnen dann zu Hilfe.“

„Das kann aber vielleicht ein paar Stunden in An-

spruch nehmen, und dann bliebe nicht mehr viel übrig von den vierundzwanzig.“

„Ich will nicht knausern. Wenn Sie jetzt zwei Stunden für mich opfern, so sollen Sie sie doppelt zurück haben.“

„Gut. Ich werde tun, was Sie sagen.“

Er paßte gemütlich an seiner Zigarre und schien wohlzufrieden.

„Eine gute Zigarre“, sagte er. „Trefte ich ein paar Freunde in diesem Kostüm, so werde ich meinen Spaß mit ihnen haben.“

„Aber seien Sie ja vorsichtig“, sagte Krag, „ich verlaße Sie vielleicht nur für einen Augenblick, der geringste Fehlgriß Ihrerseits — und Sie können darauf gefaßt sein, daß Sie mich auf den Fersen haben. Leben Sie wohl, Herr Schurke, für dieses Mal! Seien Sie vorsichtig mit dem Graumantel.“

Urbjörn Krag ging über die Straße, während der andere den Weg nach der Universitätsbibliothek nahm.

Krag behielt den Mann im grauen Mantel im Auge, und als er an ihm vorüberkam, nickte dieser dem Detektiv zu. Krag nickte zurück. Also ein Bekannter von Billy.

Der Graue trat nun zu ihm heran und fragte, indem er auf Billy wies: „Wer war denn das?“

„Ein Bekannter von mir“, antwortete Krag. „Es hat keine Gefahr. Ich begegnete ihm zufällig heute.“

Der andere schüttelte den Kopf. Er schien unruhig zu sein, und im nächsten Augenblick war er dem verkleideten Verbrecher auf der Spur.

Krag hatte also richtig berechnet. Der Mann im grauen Mantel verfolgte Billy, der die Maske des Detektiv angelegt hatte.

Krag aber ging weiter, mit vielerlei Gedanken beschäftigt. Dielem Manne war er noch nie begegnet. Er war also eine neue Gestalt. Aber wer konnte er sein? Krag hatte das bestimmte Vorgefühl, daß er wohl noch größeren und gefährlicheren Widerstehern als bisher begegnen würde, bis er dieser Sache auf den Grund gekommen wäre.

Als Krag nach der Pension kam, herrschte in dem sonst so lebhaften Hause tiefe Stille. Die Tänzerin war nun im Varieté, vielleicht in Gesellschaft des Amerikaners. Krag öffnete die Tür zum Salon und trat ein. Nur eine Person war in dem großen Zimmer anwesend, die Pensionsvorsteherin Frau Hage.

„Ich suche Frau Habermann“, sagte Krag. „Wollen Sie so freundlich sein, mich bei ihr anzumelden?“

„Darf ich um den Namen des Herrn bitten?“ fragte Frau Hage.

„Zyprian Kuslevatn, Gutsbesitzer“, antwortete Krag. Es gelang ihm ohne Schwierigkeit, die hohe Stimme des Betrügers nachzuahmen.

Die Wirtin ging sofort hinaus, um ihn der Dame zu melden, und während Krag allein war, benutzte er die Zeit, um sich einen möglichst günstigen Platz auszusuchen. Dort am Klavier saß er am meisten im Schatten.

Gleich darauf trat Frau Habermann ein. Sie eilte auf ihn zu und sagte:

„Sie kommen sehr spät. Doch es tut nichts, der Notar ist auch soeben erst gekommen.“

Krag verbeugte sich. Es tue ihm leid, daß er sich verspätet habe, murmelte er. Er dämpfte die Stimme. Frau Habermann warf ihm einen erstaunten Blick zu. Sein Gesicht beruhigte sie jedoch.

„Sie haben doch begriffen, wie Sie auftreten müssen?“ fragte sie. „Vollkommen“, antwortete er.

Wieder ein leises Erstaunen über seinen gedämpften Ton, doch ein Blick auf sein Äußeres beruhigte sie wiederum.

„Nun, spielen Sie Ihre Rolle jetzt etwa schlecht, so — ist kein Geschäft mehr mit mir zu machen.“

Wit dieser Drohung ging sie.

Es ist nicht zu leugnen, daß Krag in diesem Augenblick eine starke Spannung empfand. Was würde nun geschehen? Überraschung auf Überraschung hatte dieser Tag gebracht. Noch im letzten Augenblick war soeben der graue Mantel aufgetaucht, und nun hörte er von einem Notar sprechen. Hatte der Betrüger ihm vielleicht einen Streich gespielt und ihm mancherlei verschwiegen?

Da öffnete sich die Tür, und Krag stand Aug in Auge mit einem der bekanntesten Advokaten der Stadt.

### Sechzehntes Kapitel.

#### Eine unerwartete Antwort.

Der Notar kam auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte in der ihm eigenen leise-lispelnden Sprache:

„Sie also sind es, der die schöne Amerikanerin befreien soll. Sind Sie sich aber auch vollkommen klar über den gewagten Schritt, den Sie da tun wollen?“

„Vollkommen“, sagte Krag.

Der Notar und Frau Habermann setzten sich an den Tisch. Asbjörn Krag aber, der das scharfe Lampenlicht scheute, blieb auf dem Klavierstuhl sitzen. Es sah aus, als hielte er sich aus Schüchternheit abseits.

Der Notar zog ein Bündel Akten hervor und streute etliche Papiere über die Tischplatte.

„Ich wurde erlucht“, sagte er und klemmte das Vincenz-Kreuz fester auf den Kalenrücken, „den formellen Teil dieser Heirat zu erledigen. Darf ich Sie fragen, junger Mann, wie lange Sie das junge Mädchen kennen, das Sie nun als Frau heimführen wollen?“

Das war eine Frage, die Krag in Verlegenheit setzte, und er blieb die Antwort schuldig. Doch Frau Habermann war auf dem Posten und rettete ihn aus der heiklen Lage.

„Herr Ruslevatn kennt Fräulein Nelly Anderson seit fünf Jahren“, erklärte sie.

„So“, sagte der Advokat. „Also eine dieser langen Verlobungen, die in unserer praktischen und profaischen Zeit immer seltener werden. So viel ich aus diesen Papieren ersehe, hat Fräulein Nelly Anderson während der letzten drei Jahre in Amerika gelebt. Sie haben lebhaft miteinander korrespondiert, und am 27. Januar dieses Jahres schrieben Sie ihr einen Brief, in dem Sie Ihre Versicherungen ewiger Treue wiederholen.“

„Ja“, antwortete Asbjörn Krag in leisem Ton, und Frau Habermann nickte gerührt.

„Das kann ich begreifen“, sagte der Notar, „aber nach dieser Zeit ist, wie Sie wissen, etwas eingetroffen, was die Sache in ein ganz anderes Licht stellt.“

Asbjörn Krag nickte, um einer Antwort zu entgehen, die ihn wiederum in Verlegenheit setzen könnte. Doch Frau Habermann kam wieder zum Entschluß. Das Abkommen ging offenbar dahin, daß sie während der ganzen Zeit das Wort für ihn führen sollte, damit er keine unbedachten Äußerungen täte.

„Wir konnten Herrn Ruslevatn das Unglück nur andeuten“, sagte sie. „Ich schrieb ihm, daß . . .“

Der Notar unterbrach sie.

„Ja, hier haben wir den Brief, ich lese ihn Ihnen nochmals vor“, sagte er, indem er ein Blatt Papier aus den Akten vor ihm ergriff. „Hier hat sich plötzlich etwas ereignet, das uns zwingt, Ihnen in der Frage der Heirat freie Entscheidung zu lassen. Da wir im Augenblick den ganzen Umfang des Unglücks noch nicht kennen, können wir Ihnen erst später genauere Aufklärung geben. Nelly ist guten Muts und grüßt Sie herzlich. Sie hofft, Ihnen bald schreiben zu können.“ (Fortf. f.)

## Das unbekannte Geräusch.

Von Max Dörner.

Der Literat braucht Ausgangspunkte, um vom Hundertsten ins Tausendte und wieder zurück zu gelangen. Und hat er etwas gefunden, was ihn freut oder ärgert, dann bringt er es zu Papier und erfreut oder ärgert die andern. So ist es letzten Endes mit den meisten Dingen im Leben. Sie freuen uns oder ärgern uns — solange man sich nicht zu seiner Abklärbarkeit durchdringen in der sie gleichmütig lassen.

Deure habi ich mich geärgert. Bitte ärgert euch auch. Gut, ab vor der Technik und allen Fortschritten der Wissenschaften! Aber es gibt Fortschritte, die Rückschritte sind. Das ist in Amerika ein Mann aufgefunden ist Dr. Phillips Thomas, alauibe ich in Pittsburg, alauibe ich der die Hörbarmachung von bisher unbekanntem Geräuschen erfunden hat oder erfinden haben will. Hand aus Herz ist das ein Fortschritt oder eine — Niedertracht?

Warum wir nicht vielmehr alle auf den Apparat der das lästige Lärmen und die vielerlei Geräusche des amantesten Jahrhunderts abkündigen und unhörbar macht für unser Ohr — und dieser da erfindet das Geantel?

Bringt uns ein Mikrophon das imstande ist, Tonwellen jeder erdenklichen Minimalvibration aufzufangen, bis hinauf zu jenen ultrahohen Schwingungen vor denen — nun, die man eben Gott sei Dank nicht hört. Fortan aber sei den Gelehrten und uns mit ihnen ein Instrument lekt in die Hand gegeben so klein, so fein daß wir die Sprache der Insekten verstehen lernen und belauschen würden.

Na nun schlägt's dreizehn! Da soll sich einer, den der Floh beißt, wohl noch aufs Parlamentieren verlesen, dort nach bewährter Methode zu verfahren.

Die Sprache der Insekten? Sie interessiert uns wenig. Herr Phillips Thomas in Pittsburg. Es genügt uns zu wissen, daß die Fliege summt und die Wanze heult und die Biene sticht. Wir erwarten keine Senation von der Grammatik der Läufe und Schwaben. Um so weniger, als die Gelehrten selbst nicht damit rechnen, daß es gelingen dürfte in alle Sprachgeheimnisse des trübhelnden trabbelnden Ungeheiers einzudringen, sondern daß wir bestenfalls wie von den Tönen anderer Tiere nur sagen könnten: das ist Wut, das ist Anäst und dieses Freude.

Und nun höre zu Phillips Thomas. Deine Erfindung mag auf sein. Ich will sie nach dem ersten Schreden über vermehrte Ruheföderung und bisher ungehörten unerhörten Lärm, le mehr ich nachdenke darüber, gewiß nicht verdammen. Aber gönntest du dich nicht selbst noch überreifen. Phillips Thomas? Wenn wir es gelernt haben werden, mit Schmetterlingen zu flüstern und dem Geräusch der Skorpione auszuweichen durch ein vernünftiges Wort, möchtest du dann — dann, Phillips dein Mikrophon nicht noch einmal vornehmen und abermals vervollkommen verfeinern? So sehr verbessern, daß wir dann schließlich auch die eigene verstehen, ich meine die Sprache — der Menschen? Die da aneinander vorbeireden seit Tausenden von Jahren? Wofür sie die von Gott verhängte Verwirrung nach dem Turmbau zu Babel noch heute als traurige Entschuldigung in Anspruch nehmen.

Das ist Wut, das ist Anäst und dieses Freude, vermögen wir bestenfalls zu sagen von den Tönen der Tiere. Und von den Tönen der Menschen? Um einig Beariffe wie „das ist Hoch das Habaler, dieses Groulamkeit“ erweitert in den Beziehungen der Völker — kaum mehr!

Da haben die Großen der Erde, die Neunmalweissen und Superlügen erlucht erluchtet vor allem Volk. Nunkischer dieser schönen Welt, da haben sie beklommen seit Menschengedenken — da sitzen sie auch heute wieder und so werden sie tagen reden und tagen immer und ewig reden und taugen und wollen sich niemals verstehen — wenn Phillips Thomas, nicht eines Tages dein Mikrophon uns hilft.

Aber die Sprache der Menschen ist schwer und ihr Verständnis liegt fern. Und auch der vollkommensten Erfindung aus Pittsburg wird schwerlich Besseres gelingen als die Hörbarmachung von einem uns unbekanntem Geräusch.

Das Mikrophon ist fürs Ohr. Es fehlt die Membran am Herzen.

## Weisse Schlange.

(Eine wahre Begebenheit aus der Welt des Films.)

Vorill, die Schlangentänzerin, hatte alle beherzt, vom Direktor der Filmgesellschaft angefangen — bis zu den Stätten kleinster Kategorie. Sogar die raffische Italienerin, der launische Star der Gesellschaft, wurde trotz heikliger Atropinblide ein wenig in den Hintergrund gedrängt.

Die schöne Schlangentänzerin war sehr wortfata und wenn sie sprechen mußte, klang es leise und fremdländischer Akzent verlieh der Stimme den Reiz erotischer Musik. Der Duft der traurigen Mandelblüte ging von ihrem Körper aus, von diesem Körper, der die Farbe kostbaren Elfenbeins hatte.

In den Pausen zwischen den Aufnahmen beschäftigte sich Vorill fast nur mit ihrer großen, weißen Riesenschlange, die ein Regentropfen morgens in einer Kiste brachte und abends wieder holte. Anfangs hatten sich alle vor Vorills idiosyncrasie Ungeheuer gefürchtet, aber die Tänzerin vericherte mit ihrer traumverfälschten Stimme und einem entwaffnenden Lächeln, daß ihr Liebling noch keinem etwas zuleide getan habe. Nun wollte die gesamte Männlichkeit des Welters

Mut setzen; einer nach dem anderen streifte die Kien-  
schlange. Dem dicken Direktor passierte es zwar, daß sie  
wütend nach ihm saugte, aber er kam mit dem bloßen  
Schred davon; denn Vorill bedeckte ihn kaltblütig mit ihrem  
schönen Leib.

ubriens war die Fremde mit ihren Reizen nicht aelig.  
Sie trug nur einen feuerroten, wallenden Seidenrock und  
auf dem nackten Oberkörper Brustschmuck aus falschen Perlen,  
Küden, Arme und Schultern zeigten die gebänderte Kraft  
erotisch-rationaler Körper.

Sie waren alle in Vorill verliebt, ohne etwas zu er-  
reichen. Der Direktor begann damit, daß er ihr vorlachte,  
sie in allen Kimitäten seiner Gesellschaft zu beschattigen.  
Vorill dankte mit ruhigem Kopfnicken. Der Requisiteur —  
welcher in seiner freien Zeit intensiv die Frauenwelt  
studierte — schenkte ihr einen ganz reinrassigen Schoßhund,  
ein Brachteremplar, und so oft sie diesen streifte, fühlte  
auch er sich lieblich Vorill bließ unnahbar. Man behan-  
delte sie mit einer gewissen Scheu, denn wer wußte, was  
hinter der rätselhaften Stirn der Fremden lauerte? Viel-  
leicht konnte sie aornia werden aus ihrer leichten Ge-  
sellschaft heraustraten und ein Messer sünden! Oder  
gar die weiße Kienenschlange gegen die allay süßnen Anbeter  
beugen. Dennoch machte Vorills erotischer Reiz sie alle oer-  
rückt. Sie aber behielt die Ruhe einer schweigenden Küsten-  
stunde. Ihr überbläunter, knabenhafter Körper war von  
vollendeter Grazie. Wenn sie nach beendeter Aufnahme ihre  
erotische Drapierung ablegte und in weitem dunklen Mantel  
heimang, lagen ihr alle andächtig nach. Sie trug ihr  
schwarzblaues Haar einfach zurückelämmt, im Nacken ganz  
kurz gelohren wie ein Zuna, und auch in den Alltags-  
kleidern umgab sie der Zauber schweigender Fremdheit. Ein-  
mal wurde sie von einem blutigen Mädchen abgeholt, das  
sich zärtlich an sie schmeigte und sie küste. — „Aha, eine  
Schwester“, sagte der Requisiteur und hat, voraestellt zu wer-  
den. Unter Vorills schwarzen Wimpern schoß ein dunstler  
Blick hervor. Der Requisiteur schwieg; viele kleine schien ihr  
heiß zu sein.

Sie lagen ihr zu Füßen, und als sie in ihrer stillen Weise  
immer dieselbe Dians einhielt, tonatierte der Requisiteur:  
„Gefühlstall.“ Dann ging er heim und beglückte die Welt  
mit einer Abhandlung über „Frauen ohne Leidenschaft.“

Als die Aufnahmen zu dem Großfilm „Weiße Schlange“  
beendet waren, teilte Vorill mit, daß sie ein neues Enaae-  
ment in einer anderen Stadt akzeptiert habe. Da wurde es  
ganz still, man hörte förmlich die Seufzer der Enttäunung.  
Sie verlor sich zu einem Abschiedstest zu kommen, das der  
Direktor ihr zu Ehren veranstalten wollte.

Eine Tadel von schwüler Bracht erwartete die viel-  
geliebte Tänzerin. Der Direktor hatte ein Verlenhalsband  
gekauft, das viele uneuropäische Exotikateit brechen sollte.  
In einem ledernen Etui — von der Farbe leidenschaftlicher  
Wünsche — lag es in seiner Tasche. Verichmitt lächelnd be-  
fühlte er es, während kein Bild den Requisiteur durchbohrte,  
der sich unerschrocken über abardete und sich vielleicht trüger-  
ischen Hoffnungen hinaab Hoffnungen, die der entschlossenen  
Direktor mit seinem Verlenhalsband umzuführen gedachte.

Der Requisiteur rief dienestürlich die Tür vor seiner lang-  
sam schreitenden Herrin auf. Vorill betrat den Festsaal.  
Aller Augen waren auf sie gerichtet. Sie hatte einen drohlichen  
Eintall gehabt und Männerleidung angelegt. Im tadellosen  
stehenden Grad sah sie entzündend aus. Der Direktor befühlte  
noch einmal das Etui des Verlenhalsbandes, dann ging er  
ihr lächelnd entgegen und küste die Hand, die Schlangen  
zähmen und Männer zu Trachtuppen machen konnte.

„Warum haben Sie Männerleidung angelegt?“ fragte  
er und umfaßte ihre luerde Schlantheit mit bewunderndem  
Blick, während er sie zum Ehrenplatz führte.

„Ja, warum?“ fragte nun auch der Requisiteur, der sich  
unbedingt bemerkbar machen wollte.

Vorill lachte und während sie den Seitisch hob und  
jedem von ihnen tief in die Augen bliete, sagte sie mit ihrer  
träumerischen Stimme:

„Ich bin ein Zuna!“

W. B.

## Bücher im Schrank.

Von Heinrich Veis.

So oft ich vor dem Bücherdrank stehe, daraus die bunt-  
farbigen Küden meiner Bücher losfältig anfaereicht, mir  
enggegenleuchten kommt über mich eine warme Freude des  
Denkens. Mir ist als hätte ich in diesen Büchern viele liebe  
und vertraute Freunde, immer bereit zu Rat und Hilfe,  
tröstend zerstreugend und weiterfahrend mit waderen Gedanken.

Ein schönes Buch kann wohl entzünden wie eine in Anmut  
und Jugend strahlende Frau, daß ich zärtlich und behut-  
sam den Einband überstreiche und es immer wieder hervorhole,  
die Freude seines Anblicks zu oenticken. Aber auch die  
anderen, die bescheidenen und unscheinbaren, alle sind mir  
lieb. Wenn sie des äußeren Brunkes auch entbehren, ich schäme  
sie wie schlichtgewandete, darum nicht minder treue und bera-  
liche Menschen, die wohlmeinend aern zur Stelle sind, mir  
einige Stunden zu verkürzen.

Es ist, wie sie da friedlich und freundschaftlich zusammen-  
stehen, gewärtig meines Winkes, eine buntaemischte Gesell-  
schaft. Ich kann aus ihrer Menge mir wählen mit welchem  
ich Zwiegespräche halten will, und welches von allen ich heraus-  
greife, je nach Stimmung und Stunde, es wird sich mir er-  
schließen seine Gedanken vor mich hinbreiten. Nachdenklich-  
keit werden und Langeweile fortzueuchen. Wenn ich eigene  
Sorgen und Freuden, Wünsche und Nöte vor ihm eröffne,

wird es mich anhören schweigend und verschwiegen und wird  
mir Antwort geben nach ehrlichem Willen.

Wenn kein Rat mich unrichtig dünkt, keine Antwort nicht  
passend und wenn ich es dann fortlaue zu den übrigen, es  
wird mir darum nicht gram sein und wird aedulda warten,  
daß ich ein andermal nach ihm aereife. Es wird in stummen  
Blättern beschließen was ich ihm anvertraut und wird die  
Schritt seines Einhandes mir entgegenhalten als Zeichen  
immer bereiter Dienstwilligkeit. Es quält nicht mit Auf-  
dringlichkeit, nicht mit Vorwurf.

Verstehen in ihrer Art in Temperament, Laune und  
Wollen wie Menschen sind die Bücher. Da ist lustig-frische  
Munterkeit und Lebensfreude neben bitterer Anklage und  
ernstem Zeräübeln. Und alle die verschiedenen Wesenheiten  
reiben sich nebeneinander in die engen Räder des Schrankes  
geordnet nach Zufälligkeit der Größe der Titel — wie  
Menschen weltfern einander in Empfinden Denken und Tun,  
zusammengedrängt leben in den Mauern der gleichen Strake,  
zwischen den Wänden desselben Hauses.

Jedes Buch irgend wann erworben oder als Geschenk  
genommen ist ein Stück Erinnerung. Rückemfinden einer  
Stunde, da ich zuerst darin aebliättert; es führt neu ins Leben  
Bild und Stimmung eines fernan Tages. Aus dem nüchtern-  
sten Schwarz-Weiß von Druck und Papier taucht auf wie  
meine Sinne sich ihm öffnen eine Fülle von Geschehen, eine  
Welt vielfältig bunt und reich; Wesen offenbar sich mir  
vertraut wie eigenes Sein oder anderes, offenbar fremdes;  
Schicksale streifen über mich hin so leichsam an Wünsche Wäne,  
Belorantie meines Herzens rührend, als habe ich sie selber  
irgend wann schon erlebt. Und Träume wachen aus Dämmern  
ins Licht eingeklangelt in den Spiegel eines Bildes. Das  
flutet hin mit zahllos veränderten Gesichtern und Gedanken,  
wechselnd wie halbia vorüberwallender Menschenstrom auf  
breiter Gasse.

In die Blätter der Bücher einsetzt ruht alle Viel-  
faltigkeit von Leben. Bücher, Wissen tragend von ver-  
stunkenen Gesichtern sind unbeständige Richter der Mensch-  
heit alles Ardische umschließend, mit allem Menschlichen ver-  
traut; Hallung von Klarheit, Kraft Arbeit Stimmung,  
Leidenschaft. Wie Lebende körperhaft aenemärtig, da sie ihr  
Wesen künden und ihren Geist sind sie versagen im Schrank,  
wiederum tote Blätter, überdeckt mit den schwarzen Schrift-  
zeichen des Druckes und ferngerückt wie irgend aleichwillig,  
beziehungslöse Dinge.

## Zorn.

Von Frank Crane (New York).

Es nützt nichts, dir zu sagen mein Lieber, daß du nicht  
zornig werden sollst; — es nützt nichts, dies einem Menschen  
von Fleisch und Blut zu sagen.

Der Unwille ist eine natürliche Flamme, die bei gewissen  
Anlässen im Menschen so sicher auffährt, wie das Galosin  
explodiert, wenn man ein brennendes Bündelchen daran  
hält.

Darum sage ich nur: Marte!

Tue nichts, ehe deine Dike dahin ist. Sprich kein Wort,  
urteile nicht, bis dein Kopf kühl geworden ist. Denn Zorn  
ist meist nichts anderes als die Gereiztheit der verletzten  
Eitelkeit.

Wir halten gewaltig viel von unserer Meinung und  
wenn sie einer verhöhnt ist es uns als hätte er unsere weißen  
Beinkleider mit Rot beworfen. Wir haben eine hohe Vor-  
stellung von der Achtung die man uns zollen muß und wenn  
uns zu verstehen gegeben wird, daß wir niemand sind, möchten  
wir etwas erschmeikeln nur um zu zeigen, daß wir etwas sind.  
Wir sind niemals zornig außer wenn unser Stolz ver-  
letzt wird. Zorn ist aufflammende Selbstachtung.

Nun flamme auf wenn du es mußt kluge und verschlaue  
deine Mädel — vielleicht tut es dir gut. Aber heiser ist, ach  
auf dein Zimmer um dort auszutoben, schließ die Tür ab  
und bleibe bis sich der Sturm geleat hat.

Schreibe nie einen Brief solange du zornig bist. Lea'  
sich besseite. In ein paar Tagen wirst du dem, der dich ver-  
letzt hat, wirksamer beaenken können.

Tu nichts in Erregung. Wenn du wütest, ist dein  
schmerzender Egoismus am Werke und Handlungen, die der  
Selbstsucht entzorigen sind zumeist lächerlich. Laß die Sache  
ein paar Tage ruhen und nimm sie erst wieder auf, wenn  
dein Geist von deinen Gefühlen nicht mehr überwältigt ist.

Eines der besten Mittel ist es, gar nichts zu sagen. Wenn  
du antwortest, weiß der andere, woran er ist. Wenn du  
schweigst, muß er raten.

Zorn verringert deine Leistungsfähigkeit. Was du tun  
ist wirr. Du hast viel Energie aber keine Präzision.

Zorn trübt den Blick. Du siehst die Dinge zwar lebhaft,  
aber was du siehst ist nicht so.

Zorn bringt Chaos in dein Denken. Du bist ein ver-  
ruchter Mensch. Was du im Egoismus des Zorns denkst,  
wirst du in der Demut aelunder Momente autzumachen haben.

Im Zorn wurden wenig gute Taten getan während fast  
jede Art Verbrechen — Totschlag, Mord und Kriege, die  
Summe aller Schlimmtaten — im Unmaß der Wut be-  
gangen wurden.

Die erste und große Lehre, die du in deinem Leben zu  
verwirklichen hast mein Lieber, besteht in der Beherrschung  
deines Temperamentes, oder, wenn deine Natur so verles-  
lich ist, im Entschluß, nichts zu unternehmen, ehe dein Blut  
wieder kühl wurde.

Abertragen von Max Havel

**Altaasleistungen in Nadelzahlen.** Wir machen uns keine rechte Vorstellung welche Arbeitsleistung notwendig ist um die alltäglichsten Dinge die uns umgeben unsere Kleider, Häuser, Bilder usw. herzustellen. In einer englischen Zeitschrift werden einige erstaunliche Zahlen darüber angeführt. Ein Paar gestrickter Socken, wie sie von Männern häufig getragen werden, weist gegen 100 Maschinenreihen auf, von denen jede 7 Zoll lang ist. Jede Reihe erfordert durchschnittlich 102 Bewegungen mit der Stricknadel, so daß bei einem Paar handgestrickter Socken gegen 40 000 verschiedene Striche mit der Nadel gemacht werden müssen. Die Herstellung einer längeren Spitze erfordert eine noch viel größere Arbeit. Die Fortschleife aus irischen Spitzen die der Königin Mary bei ihrer Krönung zum Geschenk gemacht wurde, enthielt 5 1/2 Millionen Stiche. Auf einer Ausstellung wurde kürzlich in London eine Toilette ausgestellt für deren Anfertigung 30 Kilometer Faden verwendet worden waren. Ein Maler, der aus einzelnen Binselstrichen sein Bild aufbaut, vollbringt dabei eine sehr beträchtliche Arbeitsleistung. Ein Herr, der sein Portrait von zwei verschiedenen Künstlern malen ließ, nahm sich die Mühe die Zahl der Binselstriche, die jeder von ihnen machte, festzustellen, und er fand, daß beide Künstler jeder gegen 20 000 Striche mit dem Pinsel auf der Leinwand ausführten. Man hat bei einer Maschinenreiberin festgestellt, daß sie die Tastatur 755mal in einer Minute mit ihren Fingern berührte. Ein bekannter Rechtsanwalt hielt einmal eine Rede, die 13 Stunden dauerte und bei der er in der Stunde 9000 Worte sprach. Er hatte nach Ablauf dieser gewaltigen oratorischen Leistung 124 800 Worte von sich gegeben. Durch Messung der Schritte die bei bestimmten Arbeiten ausgeführt werden, hat man herausbekommen, daß eine Köchin um drei einfache Mahlzeiten täglich zu bereiten, 2093 Schritte machen muß; das Frühstück erfordert 446 Schritte der Länge 651 die Hauptmahlzeit 996 Schritte.

**Wie wilde Tiere sterben.** Der harte Kampf ums Dasein, der in der Tierwelt noch grausamer herrscht als im Menschenleben, bringt es mit sich, daß der gewalttätige Tod beim Ende der Tiere eine große Rolle spielt. Selbst die Walffische, die riesigen Leviathans der Tiefe, sind gegen Angriffe nicht gefeit und werden von Delphinen, die in Schwärmen jagend, mit ihren furchtbaren Rinnbäden angegriffen und so schwer verwundet, daß sie an Blutverlust sterben. In unserem gemäßigten Klima reißt ein besonders harter Winter unter kleineren Tieren und Vögeln weite Lücken und ebenso Trockenheit in heißen Zonen. Die wilden Tiere sind auch Epidemien unterworfen. Die sogenannte Kinderpest mitleidet nicht nur unter unseren Haustieren, sondern auch unter dem afrikanischen Wild. Rüsse und Eichhörnchen erliegen in großen Mengen den Seuchen. Selbst die gefürchteten Beberiber der Tierwelt, die Löwen und Tiger, sterben nur selten eines natürlichen Todes. Wenn sie alt und schwach geworden sind, dann fallen sie den Hyänen und Schakalen zum Opfer, die eine späte Rache für all das nehmen, was sie ihrem Geschlecht angetan. Wie der englische Zoologe Dawson ausführt, sind tödliche Unglücksfälle im Tierreich nicht selten. In den letzten Wochen wurden hintereinander zwei Walffische von Dampfern getammt und getötet. Vor kurzem wurde ein Fall berichtet, bei dem eine Schwalbe die Kunitzfliege an einem Angelhaken, der an einem Baum hing, schnappte und daran zugrunde ging. Vögel, die ihre Beute ganz herunter schlucken, wie z. B. der Reiher und Kormoran, ertrinken bisweilen an einem allzu großen Bissen; auch bei Fischen und Schlangen kommt solcher Erstickenstod vor, während die großen Fleischresser sich bisweilen tödlich mit den Hörnern einer Antilope verletzen, die sie verzehren wollen. Vögel, die ihre Reiter mit Rohhaaren oder Schwämme polstern, verwickeln sich manchmal in die Haare, hängen sich so selbst auf und können sich nicht befreien, so daß sie vor Hunger sterben. Füchse fangen sich in Schlingen, die für Dornen gelegt werden, und wenn sie sich auch losreißen, so hat sich doch der Draht so fest in das Fleisch gedrückt, daß sie sich nicht mehr befreien können und allmählich daran sterben.

**Hunde als Traubentreffer.** Bekannt ist die Vorliebe des Fuchses für Weintrauben. Auch unsere Hunde sind häufig Freunde davon. Bei Bordeaux haben die Winzer das Recht, jeden Hund, der sich ohne Maulkorb in den Weinbergen sehen läßt, auf eine beliebige Art zu töten. Man sieht daher dort viele Hundegalgen, an denen die Verbrecher aufgehängt werden. Auch in den ungarischen Weinbergen sollen die Haus-hunde erheblichen Schaden anrichten, weil dort die Trauben fast ganz bis auf die Erde herabhängen.

## Frauen-Zeitung

**Die Kunst, jung auszusehen.** Welche Frau, wenn sie die Zwanzig überschritten hat, möchte nicht gern jünger aus-sehen? Und besonders bei der heutigen Mode, wo man gar nicht schlank und mädchenhaft genug sein kann. Bei der Dame zwischen 30 und 50 wird dieser Wunsch zur abenteuerlichen Notwendigkeit und sie wendet sich daher der Kunst, sich jünger zu machen, mit Eifer zu. Eine erfahrene Kennerin gibt dafür einige Fingerzeige. Sie betont, daß man sich zunächst „jung

fühlen“ muß, um jung zu erscheinen. Abmaerunasuren und andere Gewaltmaßregeln haben nicht den erwünschten Zweck, denn das, was man etwa in der Figur gewinnt, verliert man im Gesicht, das alle Runzeln um so härter und alle Linien um so härter zeigt. Die Frau in reifen Jahren sollte darauf verzichten, sehr dünn zu erscheinen, wenn ihr die Natur diese Eigenhaft nicht von selbst geschenkt hat. Sie wird eine grobe Schlantheit nur durch den Verlust ihrer natürlichen Körper-reize erreichen und man erwartet bei einer nicht mehr ganz jungen Dame eine etwas stärkere Erscheinung. Auch mit Schminke und Bäder muß die Frau, die jünger aussehn will, sehr vorsichtig umgehen. Denn ein allzu grelles Rot der Lippen macht älter, wenn es nicht zugleich mit einer natür-lichen Rosigkeit des Teints verbunden ist. Eins der wich-tigsten Mittel zur Erlangung eines jugendlichen Aussehens ist der Schlaf, und zwar viel Schlaf. Man muß wenigstens sehn Stunden von den 24 Stunden eines Tages schlafen wenn man jung aussehn will. Wenn man schläft ist die Haut, aber man muß des Nachmittags das nachholen, was man etwa in der Nacht versäumt hat. Ein Glas Milch vor dem Schlafengehen und dann ein ruhiger traumloser Schlaf können Wunder tun indem sie den Teint frisch machen und die Run-zeln vertreiben. Die Dame, die jung bleiben will, soll sich nicht aushungern, aber sie darf auch nicht zuviel essen und muß von jeder Mahlzeit mit dem Gefühl aufstehen, daß sie ruhig noch hätte weiter essen können.

**Eine Schule für weibliche Ärzte.** Das Frauenstudium ist in England beinahe noch mehr verbreitet als bei uns. Während es vor fünfzig Jahren nur zwei weibliche Ärzte in Großbritannien gab, sind es heute mehr als zweitausend. Das ist zum Teil ein Erfolg der Londoner Medizinschule für Frauen, die jetzt ihr fünfzigjähriges Bestehen feiert. Die erste Ärztin der Welt war Elisabeth Blackwell, eine geborene Engländerin. Die erste Frau, die einen medizinischen Rang in England erwarb, war Elisabeth Garrett Anderson die in die Genossenschaft der Apotheker Aufnahme fand. Später aber wurden alle Frauen von den Ärzte- und Apotheker-ver-bänden ausgeschlossen. Da nahm Dr. Jor Blake sich der Sache der Frauen an und gründete die „Medizinschule für Frauen“, die erste Anstalt, die dem weiblichen Geschlecht eine ärztliche Ausbildung gab, so daß sie nach einer Prüfung als Ärzte aus-gelassen werden konnten. Wenn auch die Frauen keine epoche-machenden Entdeckungen in der Arzeneiwissenschaft vollbracht haben, so haben sie doch wertvolle Arbeiten, besonders auf dem Gebiete der Frauen- und Kinderheilkunde, geleistet und wichtige Forschungen auf dem Gebiete der Bakteriologie und der Röntgenbehandlung ausgeführt.

## Reise u. Verkehr

**Der schnellste deutsche Zug.** Die größte Geschwindigkeit erreicht heute in Deutschland der Schnellzug von München nach Nürnberg, der eine Strecke von 199 Kilometer zurück-legen hat; er fährt bis zu 88,4 Kilometer pro Stunde. Diese Leistung dürfte von keiner mitteleuropäischen Eisenbahn über-troffen werden, auch der schnellste Zug Frankreichs, der Luxuszug von Paris nach Brüssel ohne Grenzübergang er-reicht nur eine Geschwindigkeit von 83,2 Kilometer. Die schnellsten amerikanischen Züge, gegenwärtig die Pennsil-pania- und Reading-Express-Züge von Philadelphia nach Atlantic City, fahren mit einer Höchstgeschwindigkeit von 90 Kilometer pro Stunde. Demnach steht die Leistung des schnellsten deutschen Zuges dem amerikanischen Rekord nur um ein ganz Geringes nach.

**Rechts oder links? Eine Verkehrsfrage.** In manchen Staaten ist, abweichend von unseren Verkehrsvorschriften, das Linksgehen und -fahren vorkommt. U. a. hat man in Wien im Jahre 1911 in einer „Geh-Ordnung“ das Linksgehen an-geordnet. Man hat diese Vorschrift allerdings später nicht aufrechterhalten können, da es sich erwies, daß sie der natür-lichen Reizung des Menschen entgegensteht. Die Rechts-händigkeit und infolgedessen auch die Rechts-„Rückwärts“, wenn man so sagen darf, ist beim Menschen nun einmal notorisch. Es gibt manche Forscher, die dies nicht als eine von der Natur vorgegebene, sondern nur als eine durch jahr-tausendjährige Gewohnheit erworbene Eigentümlichkeit an-sehen. Wie dem auch sei, heutzutage ist bei fast allen Menschen die linke Gehirnhälfte härter entwickelt als die rechte, was da die Nervenstränge sich kreuzen, die Vorherr-schaft der rechtsseitigen Gliedmaßen bedingt. Und wie sich aus den Untersuchungen des Professors Binnet, die seinerzeit in der naturwissenschaftlichen Wochenschrift veröffentlicht wurden, ergibt, ist auch die Wirbelsäule infolge dreier leit-licher Ausbiegungen unsymmetrisch gebaut. Bei der Reizung, nach rechts auszuweichen, spricht aber noch etwas anderes mit. Das linke Bein ist nämlich bei den meisten Menschen um ein bis zwei Zentimeter länger. Die Folge davon ist, daß es weiter ausläuft als das rechte, so daß der Mensch unwill-kürlich immer von der geraden Linie nach rechts abbiegt. Auf diese Erscheinung gehen die bekannten Kreiswanderungen zurück. Ein der Orientierung herabter Mensch pflegt nach geraumer Zeit wieder an den Ausgangspunkt seiner Wan-derung zurückzuführen. Bei Tieren hat man übrigens genau die gleiche Wahrnehmung gemacht.